

KRIEGSFOTOGRAFIN HEIDI LEVINE

*„Meine
Kinder
bangen
jeden Tag
um mich“*

FOTO: HEIDI LEVINE
TEXT: BONNIE STENKEN



Kriegsfotografin Heidi Levine will mit ihren Bildern von Elend und Zerstörung (hier eine Szene aus einer zerstörten Stadt östlich von Gaza nach einem Raketenangriff) aufrütteln: „Jeder soll wissen, was auf dieser Welt passiert.“

Zwischen Front und Familie: Heidi Levine hat einen der gefährlichsten Jobs der Welt. Sie porträtiert das Leid auf der Welt und zieht nebenbei drei Kinder groß. Eine fast unmögliche Aufgabe. Mit PEOPLE sprach die Fotojournalistin darüber, wie sie es dennoch meistert

„Das Letzte, was ich wollte, war, am Geburtstag meiner Tochter zu sterben.“

An jedem Arbeitstag begibt sich Heidi Levine in die Hölle. Sie hat einen der gefährlichsten Jobs der Welt: Kriegsfotografin. Im Bombenhagel berichtet sie über die bittere Grausamkeit des Kriegs, robbt im Schatten von Soldaten durch den Wüstensand. Ihr einziger Schutz: eine kugelsichere Weste.

Die Fotografin setzt ihr Leben aufs Spiel. Immer wieder. Um der Welt einen Eindruck zu vermitteln vom Horror und vom Leid, von den furchtbaren Konsequenzen militärischer Konflikte. Ihre Bilder zeigen Kinder, denen die Gliedmaßen fehlen, und Familien, die fassungslos vor dem Nichts stehen. Im Interview mit PEOPLE sagt Levine: „Ich möchte der Öffentlichkeit zeigen, welche Auswirkungen Kriege auf Zivilisten haben. Jeder soll wissen, was auf dieser Welt passiert. Ich erhoffe mir, durch meine Arbeit irgendwann ein Stück Frieden bewirken zu können.“

Für diese Mission bezahlt die Amerikanerin, die in Boston aufwuchs und nun in Jerusalem lebt, einen sehr hohen Preis: ein Familienleben, das von ständiger Angst überlagert ist. Levine hat drei Kinder: zwei Töchter und einen Sohn, 27, 28 und 29 Jahre alt. Weder ihre Namen noch ihren Wohnort will sie nennen. So gefährlich ist ihr Job, so groß die Angst um das Leben ihrer Familie. Heidi Levine ist geschieden, sie hat ihre Kinder allein großgezogen. Irgendwie, zwischen den Kriegseinsätzen. Manchmal passte



Ihre Dokumentation der Zerstörung (wie hier bei dem Haus eines Palästinensers) wird nicht immer gern gesehen. Ein Rebellenkämpfer sagte der Fotografin einmal ins Gesicht: „Du bist eine Frau, was machst du in einem islamischen Land? Du wirst sterben!“

ein Babysitter auf sie auf, sodass sie arbeiten und dafür sorgen konnte, „dass das Essen abends auf dem Tisch steht“, erzählt sie. In ihren jungen Jahren verstanden ihre Kinder nicht, dass Mama zwischen Butterbrotschmierern und Staubsaugen einen Selbstmordattentäter in Tel Aviv dabei fotografierte, wie er sich in die Luft sprengte. „Wir haben irgendwann vereinbart, dass sie mich während meiner Arbeit nicht

anrufen, um zu fragen, wie man Spaghetti kocht.“ Dennoch habe sie versucht, ihren Kindern immer das Gefühl zu geben, nicht ganz außer Reichweite zu sein. „Aber manchmal muss ich mich auf meinen Job konzentrieren.“ Auf den Krieg.

Und die Kinder, sie müssen damit leben. „Sie bangen eigentlich jeden Tag um mich“, sagt Levine. „Soziale Netzwerke ermöglichen mir einen engen Kontakt mit

Die Fotografin lässt das dokumentierte Leid nicht kalt: Der 50 Tage anhaltende Krieg zwischen den Israelis und den Palästinensern im August 2014 habe ihre „Seele gebrochen“, sagt sie.



meinen Kindern, wenn ich arbeite. Das bedeutet aber auch, dass sie wissen, wenn ich mich mal wieder mitten in einem Schusswechsel befinde.“

Und Levine zieht es immer wieder aufs Schlachtfeld. Sie macht den Job seit mehr als 30 Jahren, ihre Fotos sind begehrt, sie gehört zu den Besten, ihre Arbeit wurde mehrfach ausgezeichnet.

Ihre Familie nimmt sie in gewisser Weise mit in den Krieg: Wenn die Fotografin unterwegs ist, trägt sie immer die Jacke ihres Sohnes, die er zu Teenager-Zeiten anhatte. „Es fühlt sich dann so an, als sei er bei mir. Ich fühle mich geschützt“, sagt sie.

Die Fotojournalistin ist nie bewaffnet, wenn sie in Krisengebiete reist. Meistens hängt sie sich an Soldaten der US-Armee, schläft bei Einheimischen. „Ich komme gerade aus Gaza und habe bei einer Frau, die ich porträtierte, übernachtet. Wir haben die ganze Nacht arabische Filme geguckt und Eis gegessen.“ Levine gehört zu einer der wenigen aus ihren Reihen, die sich nicht in ein Hotel einquartieren. Die da bleiben, wo es wehtut.

Doch wenn es um ihre eigenen Kinder geht, lässt diese sonst so zähe Person eine Verletzbarkeit durchblicken. „Ich wurde am Geburtstag meiner Tochter von einem Mann in Libyen gefragt, was ich hier mache. Ich könne doch sterben. Das hat mich traurig gemacht. Ich denke unentwegt an meine Kinder“, erzählt Heidi. „Das Letzte, was ich wollte, war, an diesem Tag getötet zu werden.“

Mit dem Tod wird Heidi Levine fast täglich konfrontiert. Sie hat Tausende Kriegsopfer gesehen. Sie verlor Kollegen. Wie den Italiener Simone Camilli. Der Videojournalist bat Heidi im August 2014 um die Nummer von Polizisten, die in Gaza Blindgänger entfernen und über die er berichten wollte. „So, wie ich es einige Tage zuvor tat“, erzählt Levine. Als die Polizisten eine Bombe entschärfen wollen, geht diese in die Luft. Der 35-jährige Camilli stirbt. Levine sagt: „Ich wünschte, ich hätte diese Nummer nie gefunden.“

Vier Monate zuvor muss Heidi den Tod der deutschen Kriegsphotografin Anja Niedringhaus verkraften. Ein Polizist erschoss sie auf der Rückbank eines Autos in Afghanistan. „Es hätte auch mich



Dicht dran am Leid: Heidi Levine zu Besuch bei Manar Shabari, 14. Sie bekommt von ihrer Schwester Beinprothesen angebracht. Durch einen israelischen Militärschlag an ihrer Schule in Gaza verlor sie beide Beine.

Die Kriegsphotografin begleitet oft Soldaten. Bewaffnet ist sie jedoch nie, nur eine kugelsichere Weste schützt sie.

treffen können“, sagt Levine. „Anja war eine gute Freundin von mir. Sie brachte mich immer zum Lachen. Wir waren uns gegenseitig eine Stütze.“ Kürzlich wurde Heidi Levine der „Anja Niedringhaus Courage in Photojournalism Award“ in Berlin für ihre beeindruckenden Bilder und ihren Mut verliehen.

Levine weiß, wie nah sie dem eigenen Tod immer wieder kommt. Wie Menschen, die sie trifft, ihn praktisch erwarten. In Syrien, dem Land, das weltweit als das gefährlichste für Medienschaffende gilt, in dem 2014 laut „Reporter ohne Grenzen“ 119 Journalisten entführt und 66 getötet wurden, sagte ihr einer der Rebellen ins Gesicht: „Du



Heidi Levine trägt Helm und Gasmaske in Nabi Saleh, einem von Palästinensern besetzten Dorf.



bist eine Frau, was machst du in einem islamischen Land? Du wirst sterben.“ Als sie wieder ausreisen wollte, traf sie den Mann erneut. „Er wunderte sich, dass ich noch lebe.“

Vor ihrem letzten Einsatz in Syrien plante ihre Tochter zu heiraten. Sie sagte: „Wehe, wenn du stirbst und nicht zu meiner Hochzeit kommen kannst.“

Die Kriegsphotografin ist sicher, dass ihre Kinder stolz auf sie sind – auch wenn sie nicht immer zu Hause sein konnte. „Diese Arbeit ist meine Berufung. Ich möchte helfen.“ Sie ist so nah bei den Menschen. Tröstet, verarztet Wunden, hört zu. Angst hat sie oft. Und die Bilder, die sie schießt – sie gehen ihr nicht mehr aus dem Kopf. „Ich trage diese Last mit mir herum. Wenn da nicht zwischendurch auch mal positive Momente wären – ich würde durchdrehen.“ Dennoch sagt sie auf die Frage, ob sie sich eine andere Arbeit vorstellen könne: „Nein, niemals.“

Die Opfer der Kriege (hier ein syrisches Mädchen, das über einen Zaun klettert, um an Hilfsgüter zu gelangen) stehen im Mittelpunkt von Levines Arbeit: „Ich möchte der Öffentlichkeit zeigen, welche Auswirkungen Krieg auf Zivilisten hat.“



Heidi Levine tröstet ihren Fahrer Ashraf Al Masri. Sein Haus wurde zerbombt. Zuvor ist er durch Levines Hilfe mit seiner Familie in einem Apartment untergekommen.